

Univ.-Prof.em. Dr. Peter Röbbke
roebke@mdw.ac.at

Vortrag beim Vorarlberger Musikschullehrer*innentag am 14.9.2022 in Götzis

Die Musikschule von morgen - digitaler, nachhaltiger, gerechter?

Musikschulperspektiven... wieder einmal... damals, 2017 in Götzis war unser Thema: "*Weit mehr als unterrichten... was ein/e MusikschullehrerIn alles sein kann*".

Nun schreiben wir das Jahr 2022, und wir sind in einer Weise, die vor einigen Jahren unvorstellbar gewesen wäre, mit einer Fülle von Krisen konfrontiert: Wer hätte denn im Jahr 2017, also als ich das letzte Mal zu Ihnen sprechen durfte, vor hätte vor fünf Jahren daran gedacht, dass

- eine weltweite Pandemie uns so in den Griff nehmen würde, nicht nur Krankheit und Tod mit sich führen, sondern auch soziale Isolation und eine massive Beeinträchtigung unserer Berufsausübung bedeuten würde?
- gerade mal 1000 km von hier entfernt in Europa ein brutaler Angriffskrieg tobt, der uns zwar nicht so unmittelbar betrifft, wie die überfallenen Ukrainer*innen oder die Bürger*innen benachbarter Staaten wie Polen und jener im Baltikum, aber auch uns in unserer Solidarität fordert und etwa Opfer abverlangt, um den Kopf aus Putins Energieversorgungsschlinge zu ziehen?
- wir mit der größten Inflation seit Ende des 2. Weltkriegs konfrontiert sind und uns darauf einstellen müssen, den nächsten Winter an unserer Arbeitsstätte in dicken Pullovern verbringen zu müssen?

Einzig die Klimakatastrophe hätte uns schon damals doch aufgrund unzähliger Warnungen und Prognosen bewusst sein können und sollen: Dazu hätte es dieses Hitze- und Waldbrand-Sommers nicht bedurft. Und dass die im Gefolge des Klimawandels eintretende Versteppung riesiger Gebiete die Migration antreibt, d. h. Menschen, deren Felder vertrocknen, auf die gefährlichen Fluchtrouten treibt, ist auch nicht wirklich eine neue Erkenntnis.

Wenn ich der Auffassung von Bernd Ulrich, des stellvertretenden Chefredakteurs der deutschen ZEIT, folge, addieren sich die verschiedenen Krisen nicht einfach auf, vielmehr weisen sie einen inneren Zusammenhang auf, ja, vielleicht gibt es im Kern nur *eine* Krise, die sich dann in verschiedenen Erscheinungsformen zeigt.:

Solange jede der Krisen einzeln angesehen wird, bekommen die Leute das Gefühl, dass eine von ihnen schwer, alle zusammen aber gewiss gar nicht gelöst werden können. Die Tatsache jedoch, dass Klimakrise, Artensterben, russische Bedrohung, Nahrungsmittelkrise, Pandemien und Flucht sich gegenseitig bedingen und verstärken, bedeutet ja im Umkehrschluss, dass oftmals mit ein und derselben Maßnahme mehrere Krisen angegangen werden können. Also im Idealfall: eine Lösung für sieben Probleme. Synergie wäre dann die neue Utopie oder auch die letzte Hoffnung.

Und – wenn wir Ulrich folgen: Es sind es die fossilen Grundlagen unseres Wirtschaftens, die uns letztlich die Fülle der Krisen beschert:

Was wir ja erleben und mehr und mehr erkennen, ist, dass derselbe allgegenwärtige Stoff, der uns einst den Fortschritt gebracht hat, uns nun den Untergang bringt. Die fossile Durchdringung unseres Lebens führt eben nicht nur zur Klimakrise, sie bringt Plastikpartikel ins Meer, sie bewaffnet Feinde der Demokratie, sie produziert Kunstdünger für eine zerstörerische Landwirtschaft und so weiter.

Im Blick nun auf diese Krise(n): Darf man in diese Zeiten wie damals in Götzis einfach nur von den Handlungsfeldern der Musikschullehrkraft berichten, also dass sie unterrichtet, Lernwelten auch außerhalb der Musikschule gestaltet, ihre Schüler*innen in ihre eigenen musikalischen Communities

of Practice hereinholt - um die Schwerpunkte des Vortrags von 2017 anzuführen - oder verfiere ein solches rein musikpädagogisches Reden nicht dem Schweigegebot, das Bertold Brecht 1939 in seinem im dänischen Exil entstandenen Gedicht *An die Nachgeborenen* verhängt hat:

Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten!

Das arglose Wort ist töricht. Eine glatte Stirn
Deutet auf Unempfindlichkeit hin. Der Lachende
Hat die furchtbare Nachricht
Nur noch nicht empfangen.

Was sind das für Zeiten, wo
Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist
Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!

Also, um Brecht zu paraphrasieren: „Was sind das für Zeiten, wo ein Vortrag über Musikpädagogik fast ein Verbrechen ist, weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt.“?

Sich der Untaten bewusst zu sein, heißt für mich nun nicht, dass unaufhörlich politisiert werden müsste, so, als müsse nun in künstlerischen Projekten ständig explizit der Klimawandel adressiert werden, als müsste jedes Konzert der Solidarität mit der überfallenen Ukraine dienen oder als müssten Projekte mit geflüchteten Menschen in den Mittelpunkt unserer Arbeit rücken... verstehen Sie mich richtig: Diese Projekte sind sinnvoll, sie sind durchaus angezeigt und gefordert (und an der mdw haben wir solche Unternehmungen, die uns sehr wichtig sind: Wir propagieren die grüne mdw und das *Fairanstalten*, wir unterstützen bewusst ukrainischer Studierende, wir haben mit *Zusammenklänge* ein Projekt für Menschen mit Fluchthintergrund geschaffen), aber bitte: Wir dürfen selbstverständlich auch einfach nur weiter Musik machen!

Aber – und das ist meine tiefe Überzeugung, die ich Ihnen heute gern näherbringen würde: Ich gehe davon aus, dass die beschriebene Lage mehr und mehr auch unseren der Musik und ihrer Vermittlung gewidmeten *Alltag* betreffen und verändern wird, ich bin überzeugt, dass sich das Krisenhafte sich nicht auf anderen Schauplätzen abspielt, sondern in unser professionelles Kerngeschäft eingeht, in das Zentrum unseres beruflichen Handelns vorstößt. Und es wird das in wenigstens fünf oder sechs Dimensionen tun, die ich vor allem unter dem Eindruck von COVID 19 und erst einmal ohne direkten musikpädagogischen Bezug andeuten möchte (und ich weiß, dass Sie von COVID nichts mehr hören möchten – mir geht es genauso...).

- COVID hat das **Gerechtigkeitsproblem** zugespitzt... denken Sie etwa nur an die fehlenden Laptops in der Regelschule und die Schüler*innen aus ärmeren Familien, die in den verschiedenen Lockdowns tatsächlich abgehängt wurden, schlicht nicht mehr gesehen wurden!
- COVID hat uns zum Innehalten gezwungen und uns mit der Nase auf den **Umgang mit den natürlichen Ressourcen** gestoßen, denken Sie nur etwa daran, wie wir erkannten, dass manche Sitzungen in Präsenz wirklich nicht notwendig sind und in digitaler Distanz viel besser laufen oder dass Dienstreisen oft eine Verschwendung darstellen oder wie schön das leere Venedig war und die aufpoppenden neuen Radwege in der großen Stadt!
- COVID hat uns den **Charme des Regionalen** neu entdecken lassen... denken Sie nur an die Erleichterung, wenn wir feststellen konnten, dass unsere Ernährung durch regionale Erzeuger oder deren Produkte sichergestellt ist und wir in vielem nicht auf globale Lieferketten angewiesen waren!
- COVID hat uns zu einem **Crash Kurs in digitaler Kommunikation** gezwungen...denken Sie nur daran, wie froh wir sein konnten, wenigstens via Zoom Kontakt halten zu können und – wenn

ich eigenes Beispiel erzählen darf – wie z. B der 90. Geburtstag meiner Schwiegermutter mit weltweiter Beteiligung aller Familienmitglieder und vielen Möglichkeiten digitaler Interaktion eigentlich gar nicht so schlecht war!

- Und COVID hat jedenfalls zunächst die Aufmerksamkeit auf die systemrelevanten Tätigkeiten und die Frage nach einem neuen **Umgang mit dem gesellschaftlichen Wert von Tätigkeiten** aufgeworfen (Gesundheits- und Pflegeberufe, Lebensmittelversorgung...)! Und wenn ich das ergänzen darf: Übereinstimmend berichten mir meine Studierenden, die schon im Job sind, dass sie spüren, noch nie zuvor für ihre musikpädagogische Tätigkeit so wertgeschätzt zu sein!
- Was die Frage des **gesellschaftlichen Zusammenhalts** anbelangt, ist die Bilanz durchwachsen: Einerseits haben wir viel an Solidarität entwickelt (nie zuvor etwa fühlten sich meine Studierenden so mitverantwortlich für die LV), andererseits hat COVID das Querdenkertum hervorgebracht und gesellschaftliche Spaltungen erzeugt, die bis heute anhalten.

Wenn nun ständig von „Krise“ die Rede ist, tut es vielleicht gut sich zu erinnern, dass „Krise“ wörtlich eigentlich „Wendepunkt“ bedeutet, und die – wenn ich Wikipedia zitieren darf - „mit dem Wendepunkt verknüpfte Entscheidungssituation in der Regel sowohl die Chance zur Lösung der Konflikte als auch die Möglichkeit zu deren Verschärfung bietet.“

Also: Die Krisen, die das Gerechtigkeitsproblem verschärfen, uns unausweichlich mit der Ressourcenausbeutung konfrontieren, uns auf regionale Lösungsansätze verweisen, Möglichkeiten der digitalen Kommunikation neu ins Spiel bringen, zur Neubewertung von Tätigkeiten führen und die Frage nach dem gesellschaftlichen Zusammenhalt aufwerfen, diese Krisen zwingen eben auch uns, auf Fragen, die in unserem eigenen professionellen, also der musikpädagogischen Domäne eigentlich *längst da* waren, neue Antworten zu geben und damit Chancen zur Lösung von Problemen wahrzunehmen.

Was sind denn das für – oft verdrängte – Fragen in unserem ureigenen beruflichen Feld? Und um es gleich zu sagen: Auch meine späteren Antworten auf diese Fragen sind vorläufige, noch längst nicht zu Ende gedacht...

- Stichwort Gerechtigkeit: Ist die Musikschule wirklich für alle da? Wo sind die Schüler*innen aus armen Familien oder solche mit Migrationshintergrund, haben Schüler*innen mit Behinderungen wirklich alle Chancen? Sind erwachsene Schüler*innen bis ins vierte Lebensalter hinein als Instrumental/Gesangsschüler*innen und/oder als Ensemblemitglieder wirklich willkommen? Anders gefragt: Haben alle unsere Schüler*innen, alle musikbegeisterten Bürger*innen einer (Stadt)Gemeinde bei uns eine lebenslange musizierpraktische Perspektive?
- Stichwort digitale Möglichkeiten bzw. präziser: Verknüpfung von Unterricht in der Musikschule und häuslicher Situation: Eine Frage, die ins Herz des instrumentalpädagogischen Tuns zielt: Was wissen wir eigentlich wirklich über das häusliche Üben unserer Schüler*innen und wie können wir dieses positiv beeinflussen? Ist nicht in Wahrheit die Übesphäre ein großer blinder Fleck in unserem pädagogischen Tun?
- Stichwort Nachhaltigkeit: Angesichts der Taxidienste von Papa und Mama und angesichts von Beschäftigungsverhältnissen, bei denen ein Führerschein oft Anstellungsbedingung ist: (NÖ versus Südtirol oder Vorarlberg): Wie gehen *wir* eigentlich mit den natürlichen Ressourcen um, oder einfacher gefragt: Wieviel unnötigen Verkehr erzeugen wir?

Und was sich daraus ergibt:

- Stichwort Charme des Regionalen: Wie intensiv gestalten wir daher als künstlerisches (und nicht nur pädagogisches Kompetenzzentrum) das regionale Kulturleben mit (was eine mögliche gute Antwort auf die Ressourcenfrage wäre!) und zwar auf eine *professionelle* und nicht auf *provinzielle* Weise?

Suchen wir nun systematisch nach Antworten auf diese Fragen und entwickeln wir neue Perspektiven für die Musikschularbeit. Dabei beginnen wir mit der Ressourcen- und Nachhaltigkeitsfrage, allein schon deswegen, weil angesichts der möglichen Vernichtung unserer natürlichen Lebensgrundlagen etwa eine Pandemie das weitaus kleinere Problem wäre (und wie oben schon ausgeführt: Die vielen Krisen lassen sich in Wahrheit auf diese eine, die fossile Krise zurückführen...). Dabei, liebe Kolleginnen und Kollegen, ist die Grundlage des ganzen folgenden Abschnitts eine Publikation beziehen, deren Lektüre ich Ihnen allen ans Herz legen möchte: Bernhard Königs 2019 in der Neuen Musikzeitung erschienener Beitrag *Monteverdi und der Klimawandel. Wie die Musik auf eine globale Herausforderung reagieren könnte*. König unterstreicht in diesem Beitrag auch, wie sehr das Musikmachen den sozialen Zusammenhalt in diesen schwierigen Zeiten fördern kann: Ich glaube, das ist uns allen so klar und selbstverständlich, das erleben wir in jeder Ensembleprobe, so dass ich heute nicht weiter ausführen muss. Aber König lenkt unseren Blick auch auf blinde Flecken, auf Möglichkeiten einer *grüneren* Musikschule, über die vielleicht wirklich noch zu wenig nachgedacht wurde.

Zunächst jedoch macht König in aller Deutlichkeit klar, dass in Sachen Klimakrise die Uhr auf kurz vor Zwölf steht und ein entschlossenes Handeln nötig ist:

Das vollständige Auftauen des Polareises und der Permafrostböden und der ökologische Kollaps der Regenwälder werden zu Veränderungen führen, die sich durch geordnete Umsiedlungen oder zivilisatorische Anpassungsleistungen nicht mehr werden bewältigen lassen: „Steigende Meeresspiegel, die ganze Inselregionen und Küstenzonen versenken, regelmäßige Extremwetterereignisse oder steigende Hitze, die ganze Regionen unbewohnbar machen“ und, parallel dazu, ein Verlust der Biodiversität in einem Tempo, das es in der Erdgeschichte bisher noch nicht gegeben hat.

Der kategorische Imperativ unserer Gegenwart lautet deshalb schon längst nicht mehr: Vermeide hier und da ein bisschen CO₂ und Plastikmüll. Sondern: **Mach es zur obersten Maxime deines Handelns, dass es aktiv dazu beiträgt, den Ressourcenverbrauch auf allen Ebenen radikal zu reduzieren“.**

In allen Lebensbereichen sagt König, also auch im Musikbetrieb insgesamt und konkret in der Musikschularbeit...

In diesem Sinne, im Bemühen, diesem neuen kategorischen Imperativ Folge zu leisten, hat mein Kollege Hans-Peter Manser versucht, im Kollegium seiner Musikschule, und zwar einer, die mit ihren 16 Zweigstellen viel Verkehr produziert, eine Diskussion anzustoßen: Ich beziehe mich auf eine Mail, die er an seine Kolleg*innen gerichtet hat in der er genau ausrechnet, wie der CO₂ Ausstoß jeweils ausschaut, je nachdem ob er mit dem Auto die Orte des Präsenzunterrichts anfährt oder ob er online unterrichtet:

Sein Resultat ist: Normale Schulwoche: 1,5t – Lockdown-Woche: 15,4kg. Das ist ca. das Verhältnis 100:1. Oder in anderen Worten: Er könnte bei identischem CO₂-Ausstoß eine Woche regulär unterrichten oder 2½ Jahre über Zoom.

Daran schließt Hans-Peter die folgende Überlegung an:

Wir gehen davon aus, dass Vor-Ort-Unterricht besser ist als Zoom-Unterricht, zumindest was den musikalischen Output betrifft, auch wenn das meines Wissens bislang nicht durch Studien belegt wurde. Es stellt sich aber doch die Frage, wie der (noch unbewiesene) musikalische Vorteil des Vor-Ort-Unterrichtens den hundertfachen CO₂-Ausstoß rechtfertigt.

Nun, ich kann mir vorstellen, dass diese Aussagen durchaus Widerstand hervorrufen, ich würde das gut verstehen und komme auf die Frage Distanz versus Präsenz unten ausführlich zurück!

Liebe Kolleginnen und Kollegen, offenkundig gibt es einen Unterschied zwischen der Einsicht in die klimapolitischen Notwendigkeiten und dem realen Handeln und damit einer tatsächlichen Umkehr – eine Erklärung dafür ist, dass das Ausmalen von Katastrophenszenarien und der Appell an Verzicht und Opferbereitschaft wenig verhaltensändernd wirken – niemand hat ja Lust, nachhaltig sein Leben zu ändern, wenn nur Einschränkung und Verlust zu erwarten sind. Die Frage ist also – und hier folge ich dem Grundansatz von Futurzwei, der Stiftung des deutschen Soziologen Harald Welzer - ob nicht das *bessere* Leben auf uns wartet, d. h. der vermeintliche Verzicht sich am Ende als Gewinn erweisen könnte – im Falle von fußgänger- und radfahrerfreundlichen, von begrünten, kühleren und leiseren Städten mit besserer Luft etwa liegt das ja eigentlich auf der Hand, also fragt Welzer:

„Aber wie wäre es denn eigentlich, wenn wir an Zukunftsvisionen nicht deshalb arbeiten, weil wir den Wald oder den Thunfisch oder das Klima retten wollen“, sondern weil wir uns „ein besseres Leben als das, was wir führen, allemal vorstellen und mit aller Kraft anstreben können“?

Wenn also – wie König und Manser fordern - auch auf unserer Agenda die Frage der Reduktion des Ressourcenverbrauchs und des Weltklimas ganz oben stünde: Könnte das nicht vielleicht *positive* Auswirkungen haben

- auf die nachhaltigere Organisation des alltäglichen Unterrichts-, Ensemble- und Konzertbetriebs der Musikschule und auf bessere Beschäftigungsverhältnisse?
- auf einen Aufschwung der Musikschule zum Zentrum eines qualitätsvollen regionalen Kulturlebens,
- auf eine Neuvermessung der musikalischen Lernwelten unser Schüler*innen – nun auch unter Nutzung digitaler Möglichkeiten?
- auf eine gerechtere Musikschule, die sich nicht nur für bisher vernachlässigte Zielgruppen öffnet, sondern dadurch auch ihr Überleben sichert?

Die Organisation des alltäglichen Unterrichts-, Ensemble- und Konzertbetriebs der Musikschule und bessere Beschäftigungsverhältnisse?

Um die Organisation des alltäglichen Betriebs auf CO₂ Einsparungsmöglichkeiten zu screenen, gibt es ein inspirierendes Netzwerk, das im deutschsprachigen Raum fast unbekannt ist, nämlich die britische Organisation Lucies Bicycle, die unter dem Motto *NO MUSIC ON A DEAD PLANET* eine Fülle von konkreten und umsetzbaren Vorschlägen macht.

König fasst gut zusammen:

Den bislang umfassendsten und fundiertesten Ansatz einer CO₂-Reduzierung auf allen Ebenen des Kulturbetriebs verfolgt die britische NGO Julie's Bicycle. Bereits seit 2007

erforscht sie systematisch die Umweltbelastungen verschiedener Kultursparten und -formate, entwickelt branchenspezifische Nachhaltigkeitsstrategien, initiiert Modellprojekte und gibt frei zugängliche Leitfäden heraus, deren Bandbreite alle Aspekte der kulturellen Produktion und Rezeption umfasst und allein im Bereich der Musik von der Clubszene über sinfonische Orchester bis hin zur internationalen Stadion-Tournee reicht.

Man könnte doch an jeder Musikschule eine Nachhaltigkeits-AG bilden, die sich die Tools dieser Website aneignet und auf die Musikschulsituation vor Ort anwendet... Und dann könnte etwa herauskommen, dass wir bewusst nachhaltiges Handeln fördern und belohnen, etwa das Bilden von Fahrgemeinschaften der Eltern oder die ressourcenarme Durchführung *grüner* Musikschulveranstaltungen.

Weiters sollte mehr und mehr der Grundsatz gelten (ich bin dabei von der niederösterreichischen Situation geprägt!): Man sollte eigentlich dort arbeiten, wo man wohnt und somit auch einen Ringtausch von Stellen und Menschen ins Auge fassen, also muss der Klavierlehrer nicht von seinem Heimatort A nach Musikschulort B fahren, um dort zu unterrichten, und die Geigenlehrerin nicht von B nach A, sondern jede/r von beiden kann an seinem Heimatort bleiben und dort seine Beschäftigung ausüben...; und zweiter Grundsatz vielleicht auch: Möglichst keine Beschäftigung unter 50 Prozent der Regelarbeitszeit (und ja: Harfe oder Oboe sind Ausnahmen, auch wollen manche viel konzertierende Kolleg*innen gar nicht mehr unterrichten...), denn wer sich seine Stunden an mehreren Musikschulen zusammenklauben muss, muss natürlich auch mehr durch die Gegend fahren.

Wir stellen fest: Hier könnten sozialpolitische Sinnhaftigkeit, arbeitsmarktpolitische Notwendigkeit und ökologische Forderung gut zusammenkommen!

Und ein weiterer kleiner Sidestep, was die Neuorganisation des Lehrbetriebs betrifft, Stichwort: „Musikschule in der Regelschule“: Das zielt auf die räumliche Nähe beider Schulformen mit der Konsequenz kurzer Wege für Kinder und Jugendliche (wie sie etwa zunehmend auf den Wiener Bildungscampussen realisiert wird oder durch Nutzung von frei werdenden Unterrichtsräumen der Volksschule aufgrund sinkender Schüler*innenzahlen durch die Musikschule), das zielt aber auch auf inhaltliche Verzahnung musikalischer Allgemeinbildung mit musikalisch-künstlerischer Bildung; und wir wissen auch, dass Kollaboration von Musikschule und Regelschule eine Antwort auf die Beanspruchung unserer Schüler*innen durch die Ganztagschule ist und den gerechten Nebeneffekt hat, dass wir auch Schüler*innen erreichen, die nie von sich aus den Weg zur Musikschule fänden.

Und wieder stellen wir fest: Hier könnten *musikpädagogische, bildungspolitische und Nachhaltigkeitsüberlegungen gut zusammenkommen!* Und in Tirol wurde übrigens in Bezug auf eine Bläserklasse in der Koop von VS Ötz und MS Ötztal schon im Jahr 2015/16 ausgerechnet, dass dadurch pro Schülerkopf 1192 Fahrkilometer km=147 kg CO₂ eingespart wurden (in Summe aller 25 Teilnehmer*innen somit 3687kg).

Aufschwung der Musikschule zum Zentrum eines qualitätsvollen regionalen Kulturlebens?

Liebe Kolleginnen und Kollegen, wenn wir mal einen Schritt zurücktreten und mit der Nachhaltigkeitsbrille auf den professionellen Musikbetrieb schauen: Es ist schon ein ziemlicher Wahnsinn, in welchem Ausmaß um den Globus herumgeflogen wird: Re renommiertes ein Orchester oder ein Solist/eine Solistin ist, desto mehr scheint sich dessen/deren Ansehen der internationalen Wahrnehmung zu verdanken, und also sind die Wiener Philharmoniker in den privat gecharterten Jets mehr unterwegs als die Wiener Symphoniker... aber lassen Sie mich mal ganz im Ernst und etwas ketzerisch fragen: Würde der durchschnittliche Besucher im Goldenen Saal des Musikvereins bei

geschlossenen Augen den klanglichen Unterschied zwischen den Wienern und ihren Kolleg*innen aus Berlin, London oder Cleveland wirklich erkennen?

Und besonders schräg ist natürlich, dass auch das Publikum oft weit gereist ist... also: die von weit her angereisten Musiker*innen bzw. Sänger*innen treffen dann im Goldenen Saal oder in der Wiener Staatsoper auf die von weit her angereisten Kulturtourist*innen...

Erste Anzeichen des Innehaltens, der Besinnung auf das Klimaproblem und des bewussten Zurückfahrens des CO₂ Ausstoßes sind unübersehbar, denn – noch einmal - no music on a dead planet...

- Bei einer Podiumsdiskussion an meiner Universität stellte die anwesende Vertreterin aus der Direktion des Wiener Burgtheaters klar, dass man übereingekommen sei, für Bühnenmusiken nur noch Musiker*innen zu verpflichten, die in Wien ansässig seien (und natürlich gibt es Wien ohnehin ein Überangebot an hervorragenden Musiker*innen), also: Es werden nur Musiker*innen *VOR ORT* beschäftigt
- Der international bekannte Meisterchoreograph Jerome Bell teilt mit, auf Interkontinentalreisen weitgehend verzichten und stattdessen online mit Regie/Choreographieteams *VOR ORT* arbeiten zu wollen: "Ich will mit meiner Arbeit nicht mehr den Planeten zerstören" (bzw. nicht mit der Company reisen, sondern mit lokalen Tänzer*innen arbeiten).

Ich denke, wir dürfen auch die ständig anwachsenden Musikvermittlungsaktivitäten in diesen Zusammenhang einordnen, z.B. die „musikpädagogischen Veranstaltungen deutscher Orchester“, die wie König mitteilt, in der Spielzeit 2017/18 erstmals die Zahl der groß besetzten Konzerte überstiegen haben. Und auch als Bodgan Roscic im Juli 2020 seine Position als Wiener Staatsoperndirektor antrat, machte er deutlich, nicht nur auf den japanischen Kulturtouristen setzen, sondern Publikum *VOR ORT* gewinnen zu wollen: Konsequenterweise fördert Roscic etwa mit *Inside Opera* oder *Utopera* die musikvermittlerischen Aktivitäten an seinem Haus.

Wir suchen also nach Wegen heraus aus einem rein expansiven und auf Dauer nicht mehr tragfähigen und verantwortbaren Musikleben, es geht darum, dass sowohl bei Ausführenden wie beim Publikum mehr und mehr der Fokus auf Mitwirkende VOR ORT gelegt wird.

Vor Ort... ja, das sind die Musikschulen, da sind Sie, liebe Kolleginnen und Kollegen ja schon... und es stellt sich somit auch die Frage: Haben wir als Musikschule das Potenzial, ein qualitativvolles regionales Kulturleben zu entfalten, ausstrahlendes und kraftvolles Zentrum eines regionalen Kulturgeschehens zu sein und somit in den Worten Königs „eine aktive Rolle bei der schrittweisen Überwindung der Fremdversorgung, der Reduzierung der Mobilität und des Ressourcenverbrauchs, beim Anstiften zur Begegnung und zum Gemeinschaftssinn im Nahbereich zu spielen.“

Die unabdingbare Voraussetzung dafür ist natürlich unser Selbstverständnis als Künstler-Pädagog*innen, eine gelebte Doppelidentität von Musiker*in und Lehrkraft! Das sagt sich so leicht... Oft kann man erleben, dass Kolleg*innen das Künstlerische von sich abspalten hat und nur eine Pädagog*innenexistenz leben, aber ich muss schon sagen, in Österreich erlebe ich das kaum, eher im Umgang mit Kolleg*innen aus Deutschland... dann wird man kaum Beiträge zu einem blühenden regionalen Kulturleben leisten können.

Ich darf nun kurz aus meiner Vergangenheit als Musikschuldirektor in Berlin_Wedding berichten: Zentrales Anliegen meiner Direktion war, Räume zu öffnen, in denen meine Kolleg*innen auf Basis ihrer künstlerischen Exzellenz ihre Leidenschaft für die Vermittlung von Musik, die sie tagtäglich in ihrem Unterrichtszimmer unter Beweis stellte, *auch* auf dem Podium ausleben konnten (und wir

waren überzeugt davon, dass wiederum auch deren Schüler*innen vom musizierenden Vorbild ihrer Lehrer*innen profitieren würden...)

Und diese Podien fanden wir an speziellen Kulturorten unseres Berliner Heimatbezirkes Wedding, deren jeweilige Geschichte und Atmosphäre wir in uns aufsaugten und dann mit passenden musikalischen Formaten beantworteten:

- Da gab es den charmanten Bürgersaal in einer Gegend mit Gründerzeitbauten, der fortan unsere Reihe *Konzert im Kiez* beheimatete,
- da gab es das ehemals besetzte Fabrikgebäude Osloer Straße, einen rauen Ort, der zu experimentellen Formaten einlud,
- da gab es dem Gemeindesaal der an der Grenze zu Ostberlin gelegenen evangelischen Versöhnungsgemeinde in der Bernauer Straße, die immer schon in Kunstprojekten ihre Lage direkt an der Berliner Mauer thematisiert hatte: Wir fügten uns mit der Reihe *Musik in der Bernauer 111* organisch ein.

Und grundsätzlich kann man sagen: die vielen Konzerte, die dann an diesen Orten stattfanden, waren nicht nach den großen Vorbildern in den arrivierten Berliner Konzertsälen modelliert: Fern lag es uns, zu kopieren und quasi das philharmonische Konzert in kleiner Münze oder als billigen Abklatsch zu geben. Es ging vielmehr um die Entwicklung spezifischer Qualitäten, um interessante thematische Fokussierungen, um interdisziplinäre künstlerische Ansätze, um partizipative, das Publikum involvierende Formate.

Und wieder merken wir: Der vermeintliche Verzicht, die scheinbare Reduktion kann – ich zitiere noch einmal Welzer – zu einem besseren Leben führen, als das, was wir haben“: Ja, die Einwohner in der jeweiligen Nachbarschaft waren froh, diese Angebote vor der Haustür zu haben, und meine Kolleg*innen und ich waren glücklich, uns auf diese Weise als lebendige und kraftvolle Musiker*innen präsentieren zu dürfen. Und natürlich waren immer auch Schüler*innen der Musikschule involviert – nie aber wären wir auf den Gedanken gekommen, diese Konzerte als Lehrer-Schüler-Konzert anzukündigen: So oder so, wenn auch auf unterschiedlichem Niveau, standen ernst zu nehmende Musiker*innen zum Anfassen auf dem Podium!

Was das für den Stadtbezirk insgesamt bedeutete, habe ich nicht nur 1990 in dem Beitrag ausgeführt, den Sie auf der Folie sehen, sondern auch in meinem Buch *Musikschule – wozu?* aus dem Jahr 2004 geschildert und dort dann diese Praxis in einem großstädtischen Raum mit der genauso inspirierenden regionalen Kulturpraxis der Musikschule Retz im nördlichen Weinviertel, also einem absolut ländlichen Raum verglichen.

Und Sie merken schon, das hier ist mir ein Leib- und Magenthema, das geht mir das Herz über, ich könnte auch stundenlang von den vielen Projekten meiner Studierenden im IGP Masterstudium berichten, vom Mittelalterfestival im nö. Staat, von Musik am Fenster in einem Café im vierten Wiener Gemeindebezirk oder von Jasmins Vorhausers Südtiroler Projekt *Klausen klingt 2021. Eine musikalische Reise durch Renaissance und Barock – klingende Gefühle und gesungene Leidenschaft*, welches Konzerte im Kloster Säben und der Klausener Pfarrkirche zum Hl. Andreas mit einer Wanderung zwischen diesen beiden Orten verband und so erfolgreich war, dass der Termin für die Nachfolgeveranstaltung im Jahr 2023 bereits feststeht!

Und so lässt sich abschließend in aller Deutlichkeit feststellen: Ein gutes *regionales* Musikleben ist kein *provinzielles* Musikleben, es schafft Qualitäten eigener Art und ist weit entfernt von falscher Bescheidenheit, dumpfer Enge, bornierter Weltfremdheit; es geht vielmehr buchstäblich um eine *KUNST* der Reduktion, die nicht die künstlerische Substanz in Frage stellt, sondern auf spannende Weise Neues hervorbringt.

Neuvermessung der musikalischen Lernwelten unser Schüler*innen – nun auch unter Nutzung digitaler Möglichkeiten?

Liebe Kolleginnen und Kollegen, als ich weiter oben den Hinweis meines Kollegen auf die möglichen CO 2 Einsparungen durch Onlineunterricht ebenso zitierte wie dessen Behauptung, die Überlegenheit des Präsenzunterrichts sei nicht wirklich bewiesen: Vermutlich hat sich da bei Ihnen alles gesträubt... wie froh waren wir doch, wenn nach den diversen Lockdowns wieder Unterricht in Präsenz möglich war, denn das hieß wieder viel komplexer kommunizieren zu können – endlich durfte sich auch die körpersprachliche Kommunikation wieder entfalten, endlich war das Spüren wieder möglich, und schließlich ist die Face-to-Face-Begegnung ja auch so etwas wie ein Alleinstellungsmerkmal in der Instrumental- und Gesangspädagogik!

Allerdings - so räumten alle meine Gesprächspartner*innen ein, wenn um die digitale Kommunikation in Lockdown-Zeiten ging: Die Eigenverantwortung der Schüler*innen für ihr häusliches Üben war deutlich gestiegen, sie hörten sich genauer zu, wenn es etwa darum ging, ein Übevideo aufzunehmen, Tools wie elektronische Stimmgeräte, Übeapps oder Metronome wurden selbstverständlicher genutzt, und nicht zu unterschätzen war auch, dass wir plötzlich einen realistischen Einblick in die häusliche Übewelt bekamen: Fassungslos erzählte mir etwa ein Trompetenkollege, dass er ja gar nicht gewusst habe, wie viele seiner Schüler*innen keinen Notenständer besaßen und sich daher über die Noten, die auf irgendeine Sofa oder Sessel lagen, bücken mussten... bei anderen rannten die kleinen Geschwister durch das Übezimmer oder es störte der Hund. Und die ziemlich lange Zeitspanne zwischen zwei Unterrichtsstunden ließ sich nun produktiv durch kurze Zoom-Kontakte mit Feedback und Übehinweisen unterbrechen, was durchaus auch für den Kontakt mit Eltern förderlich war. In dieser Einschätzung wurden freilich Probleme der Online-Situation nicht ausgeblendet, etwa die mangelhafte technische Ausstattung, die Ablenkbarkeit der Schüler*innen durch das Internet, die Tendenz, die Lehrkraft 24/7 für allzeit verfügbar zu halten, auch die Förderung der Bequemlichkeit, alles von daheim erledigen zu können und zu wollen und natürlich der gestiegene Vorbereitungswand und die Belastung durch das stundenlange Sitzen vor dem Laptop.

Lassen Sie mich das in instrumentalpädagogischer Hinsicht ein wenig vertiefen: Immer schon wussten wir doch irgendwie, dass unser Job ganz anders ist als der einer Lehrkraft in der Regelschule – *diese unterrichtet Fächer, wir hingegen gestalten musikalische Welten*. Und das Unterrichten ist zwar eine davon, aber da gibt auch es die Konzerte innerhalb und außerhalb der Musikschule, die intensive Ensemblerarbeit, da gibt es Orchesterwochen und Sommerkurse, und mit den Elternhäusern stehen wir in einem speziellen Kontakt, sehen die Eltern unserer Schüler*innen nicht nur einmal im Jahr beim Elternsprechtag, sondern vielleicht jede Woche, wenn diese vor dem Unterrichtszimmer auf ihre Kinder warten.

Natalia Ardila-Mantilla hat in ihrer Forschungsarbeit die Tatsache, dass Musikschullehrkräfte anders als ihre Kolleg*innen in der Regelschule neben dem Unterricht auch viele andere nicht-didaktische Felder beackern, differenziert nachgezeichnet:

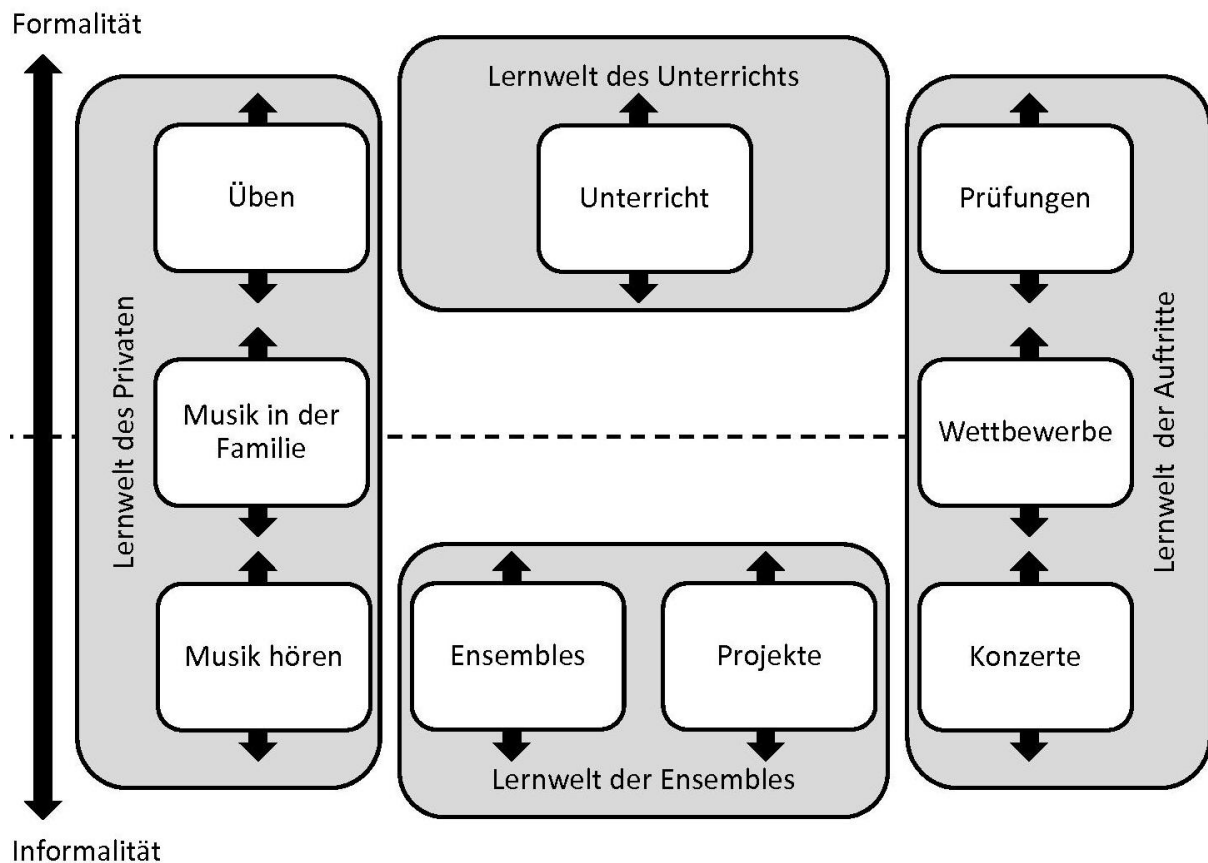


ABBILDUNG 1: DIE LERNWELTEN DER MUSIKSCHULARBEIT IM IN-/FORMALITÄT-KONTINUUM

Und so kann sie schlussfolgern: Musikschularbeit ist wohl in erster Linie gar nicht das Unterrichten von Gesang oder Instrumentalspiel, sondern das Erkennen und Gestalten musikalischer Lernwelten!

Ich stelle nun die Behauptung auf, dass die „Lernwelt des Privaten“ traditionell in unserer Arbeit unterbelichtet ist, ich behaupte, dass das häusliche Üben den Blinden Fleck der Instrumental - und Gesangspädagogik darstellt, oder anders formuliert: Viele unserer Schüler*innen sind – zumal wenn sie jünger sind – mit dem Üben total überfordert und in der Abgeschlossenheit ihres Übezimmer schrecklich allein...

Schauen Sie, was bräuchte denn das übende Kind? Jemanden, der ihm zuhört, musikalische Zielvorstellungen formuliert und dann das Erreichte mit dem Angestrebten abgleicht, Vorschläge für Übestrategien und die Lösung von Spielproblemen macht, Feedback gibt und ermuntert – das alles soll das übende Kind ganz allein realisieren, also sich selbst ein guter Lehrer sein, der perfekte Auto-Didakt...mein Gott! Und außerdem wäre es schön, jemanden zu haben, der vorspielen kann, wie das Stück klingen soll, oder der am Klavier die musikalisch notwendigen Harmonien beisteuern kann. Meine Frau und ich, wir sind beide Musikpädagog*innen, und haben unsere Geige und Schlagzeug spielenden Kinder genauso unterstützen können, aber was ist mit denn mit den Schüler*innen aus eher musikfernen Elternhäusern?

Das ist schon paradox: Das häusliche Lernen/Üben ist in unserem Zusammenhang in quantitativer wie qualitativer Hinsicht weit wichtiger als die Hausübung in der Volksschule – gleichzeitig werden unsere Schüler*innen mit dieser Aufgabe viel mehr allein gelassen... jedenfalls bin ich nun überzeugt, dass die neuen digitalen Möglichkeiten hier tatsächlich Abhilfe schaffen können: auf die Selbstkontrolle durch Übevideos, die Verwendung von Apps fürs Stimmen und die Tempokontrolle

oder die Möglichkeiten zum schnellen Zoom-Feedbacks durch die Lehrkraft habe ich schon verwiesen. Darüberhinaus:

- Wenn ich nicht weiß, wie das Stück überhaupt klingt oder ich mich frage, ob es InterpretInnen, von deren Version ich etwas lernen könnte? Einfache Antwort: Noch für das leichteste und entlegenste Stück bzw. die ausgefallenste Interpretation aus dem instrumentalpädagogischen Repertoire finde ich auf Youtube eine Aufnahme.
- Wenn es dann um Hilfestellungen, dieses konkrete Stück dann einzustudieren: Wiederum hält Youtube eine Fülle von Tutorials für das Einstudieren gängiger Stücke des SchülerInnenrepertoires bereit (gleiches gilt für Tutorials zu grundlegenden technischen Problemen).
- Und schließlich: Wer begleitet mich bei meinen Stücken bzw. wer liefert den harmonischen Kontext? Vor Jahren hat die Firma DOWANI mit ihren 3 Tempi Playalongs von DOWANI da Neuland betreten (die Älteren unter Ihnen werden sich erinnern), aber natürlich steht längst Begleitsoftware zur Verfügung, die sich auf jedes Tempo einstellen lässt bzw. die flexibel auf den Spielenden reagiert

Sie merken schon: Ich propagiere nicht naiv und unkritisch die „Brave New World“, es geht mir nicht um einen Ersatz für den Präsenzunterricht und darum, eine digitale Konkurrenz zu leibhaftig agierenden Lehrpersonen aufzubauen, es geht allein um sinnvolle methodische Ergänzungen durch Digitalität und einen neuen Anlauf auf das Erkennen und Mitgestalten der häuslichen Lernwelt des Privaten bzw. des Übens. Und daher sollten wir eher von *Blended Learning* oder von *Hybridisierung* als von einer Digitalisierung der Musikschularbeit reden, schwingt im letzteren doch immer ein wenig der Effizienz- und Einsparungsgedanke mit...

Und zum Abschluss und ich fasse mich da eher kurz...

Musikschule für ALLE... und nicht nur für die, die es sich leisten können?

Ich weiß nicht, ob es bei Ihnen auch so war: im ersten Lockdown standen bei uns in Wien viele Menschen abends um 18.00 Uhr auf den Balkonen und haben jenen zugeklatscht, die das Leben am Laufen hielten, Beschäftigten im Einzelhandel, den Kollegen der Müllabfuhr, dem Krankenhauspersonal und den Pflegekräften...

Nun, von dieser damals neu entflammten Wertschätzung ist abgesehen von einzelnen und meist lächerlich geringen Einmalzuwendungen/Gratifikationen wenig geblieben – und jetzt, in Zeiten von massiv steigenden Lebensmittel- und Energiepreisen kommen diese Bevölkerungsgruppen besonders zum Handkuss: Die Menschen mit niedrigen Einkommen zahlen immer als erste die Zeche, und erst recht, wenn sie wirklich arm sind (Alleinerziehende, Langzeitarbeitslose).

Ich habe es gleich zu Beginn gesagt: Covid richtet ein scharfes Licht auch auf die Frage der *Gerechtigkeit*, und die Kinder aus armen Familien, die unter den Bedingungen des Lockdowns dann erst recht abgehängt wurden, also gar keinen Kontakt mehr zur Schule hatten, wurden schon erwähnt.

Aber man muss ehrlich sagen: die Kinder der Billa-Beschäftigten oder der Pflegekräfte sind an unseren Schulen selten zu finden – ebenso wie Kinder mit Migrationshintergrund, Menschen mit Behinderung oder solche im hohen Lebensalter.

Sie können es sich buchstäblich nicht leisten, wobei „es sich nicht leisten können“ ja nicht nur die finanzielle Situation meint (da könnte man ja mit Ermäßigungen abfedern), sondern auch das, was

die Soziologie die Verfügung über kulturelles und soziales Kapital nennt: Ist etwa die Zeit da, die Kindern zur Musikschule zu bringen und beim Üben zu unterstützen, gibt es überhaupt Ressourcen, um ein gedeihliches Umfeld für die musikalische Entwicklung zu schaffen, ja ganz einfach: Erlaubt die Wohnsituation, dass jemand ungestört Trompete üben kann?

In dem Bestreben, die Musikschulen nicht nur Kindern und Jugendlichen aus so genannten „bildungsnahen“ Elternhäusern ein Angebot zu machen, hat der Verband deutscher Musikschulen 2016 mit seiner Potsdamer Erklärung einen programmatischen Meilenstein gesetzt: Inklusion soll kein Minderheitenthema mehr sein, sondern in die DNA der öffentlich-rechtlichen Musikschule eingeschrieben werden, alle Musikschulen des VdM sollen sich als inklusive Musikschulen, als „Musikschulen für alle“ verstehen, namentlich geht es um Schüler*innen mit Migrationshintergrund, solche mit körperlichen und kognitiven Beeinträchtigungen und erwachsene Schüler*innen im zweiten, dritten und vierten Lebensalter.

Viel wäre zu dieser Erklärung zu sagen, auch Kritisches, etwa dass natürlich tendenziell durch die Anerkennung bestimmter Zielgruppen diese zugleich erst im Erkennen und Identifizieren hervorgebracht werden und durchaus die Gefahr besteht, Individuen auf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe zu reduzieren. Und sicher ist die Realität, sind verbrieft Rechte noch weit vom programmatischen Anspruch entfernt, und schließlich: Auf die Armen, die Menschen, denen es an allen fehlt, wurde – wieder einmal – vergessen... denn es macht in sozialer Hinsicht schon einen Unterschied, ob ich ein syrischer Flüchtling aus einer Arztfamilie bin bzw. ein Mensch mit Downsyndrom, dessen Eltern Zeit und Geld haben, Unterstützung aller Art zu organisieren.

Aber dennoch: Die Potsdamer Erklärung ist nicht nur ein Dokument für die Politik, sondern stellt sie auch einen wesentlichen Impuls für die Arbeit nach innen dar, sie kann ein Anstoß zur grundlegenden Veränderung von Musikschule. Und das kann durchaus auch etwas egoistisch sehen:

Die inklusionsfördernden Prozesse sind nicht nur gesellschaftspolitisch gefordert, ethisch geboten und musikpädagogisch notwendig: Angesichts der dramatisch gesunkenen Besucher*innenzahlen in den Konzert- und Opernhäusern, die deren Leitungen zunehmend mit der Einsicht konfrontieren, dass nicht alle Zuhörer*innen nach Ende der Pandemie zurückkehren werden und dass sich das Kulturverhalten wohl jetzt schon nachhaltig verändert hat, angesichts auch demographischer Entwicklungen, die mit sich bringen, dass dann, wenn auch die Kinder der Babyboomer erwachsen geworden sind, die Erstklässlerzahlen real sinken werden, angesichts all dessen, ist das Bemühen um eine inklusive Musikschule auch ein Überlebensfrage für die Institution und für – wie meine Kollegin Michaela Hahn anmerkt – „für das Musizieren und was Musik für jeden Menschen bedeuten kann.“ Wenn wir unsere Belegungsziffern erhalten wollen, werden jene Musikschulplätze, die einst rar und begehrt werden, mit jungen und alten Menschen aus weniger bildungsaffinen Familie, mit Migrationshintergrund oder über die Generationen hinweg besetzt werden müssen! Nicht nur die Wirtschaft braucht Migrant*innen oder Pensionist*innen, die freiwillig weiterarbeiten wollen...

Ich komme nun zum Ende: Angesichts deprimierender, ja teilweise niederschmetternder Realitäten kommt es darauf an, nicht der Ohnmacht zu verfallen, sondern privat wie beruflich handlungsfähig bleiben! Ich hoffe nun, realistische Arbeitsschritte beschrieben und ein Arbeitsprogramm umrissen zu haben, mit dem Sie sich ein Stück weit identifizieren können und dass ihnen in der Umsetzung lohnenswert erscheint! Also gehen wir es an, und wenn wir die Ausgangsfrage umformulieren: *Musikschule in Zeiten der Krise: grüner, d. h. nachhaltiger und regionaler, hybrider, gerechter und partizipativer?*, dann lautet die Antwort meiner Seite aus lautet die Antwort ganz klar: JA! Also nutzen wir unsere Chancen!